

# Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

## Ein Vorstoß gegen die abstrakte Theologie

Unter den Theologen französischer Zunge, die unserer Zeit etwas zu sagen wissen, ragt Henri de Lubac hervor. Er ist ein Mann, der den Begriffen der scholastischen Theologie zu Leibe geht. Er läßt sich nicht dadurch einschüchtern, daß gewisse Aussagen und Theorien seit Jahrhunderten weitergereicht werden und sich auf diese Weise mit der Autorität der kirchlichen Tradition umkleidet haben.

Lubac forscht auf dem Gebiet der theologischen Anthropologie. Das macht uns besonders hellhörig. Sein Buch über das Übernatürliche vom Jahre 1946 diente der Widerlegung einer berühmten scholastischen These. Er wurde heftig angegriffen (vgl. Herder-Korrespondenz 2. Jhg., H. 10, S. 438). Aber er behauptet seine Meinung.

### *Ein leerer Begriff und sein Schicksal*

Sein neuester Aufsatz in den „Recherches de Science Religieuse“ (Bd. 36 Nr. 1, Jan./März 1949) über das Mysterium des Übernatürlichen nimmt nichts zurück. Die Theorie vom „rein natürlichen“ Menschen, dies Kernstück und Fundament der neuscholastischen Lehre vom Menschen, ist ein Spiel mit leeren Begriffen. Der Mensch trägt von Natur die Hinordnung auf die ewige Gotteschau und Gotteskindschaft in sich. Eine Psychologie, Ethik oder Theodizee, die von der „reinen Natur“ ausgeht, ist schon im Ansatz verirrt.

Eine folgenschwere Behauptung. Wenn sie wahr ist, müssen alle Argumente, in denen das Wort „natürlich“ eine Rolle spielt, neu durchdacht werden. Die meisten neuscholastischen Philosophen unterstellen in ihrem Denken ein abstrahierbares allgemeines Menschenwesen mit bestimmten Eigenschaften, Trieben und Fähigkeiten, Ansprüchen und Pflichten, dem jede geschichtliche Ordnung Rechnung tragen muß, wenn sie rechte Ordnung sein will. Man versucht, sich über dieses Wesen mit Andersdenkenden zu verständigen, indem man die geschichtliche Situation des Menschen ausklammert. Der neuscholastische Philosoph erwähnt nichts von der Gotteskindschaft oder der Berufung zu ihr, er spricht nur von der „Natur“. Er setzt voraus, sein Gesprächspartner werde diese Unterscheidung zwischen dem Menschen im allgemeinen und dem konkreten Menschen mitmachen und auch seinerseits den geschichtlichen Standpunkt außerachtlassen.

Wenn man an diese Denkoperation Erwartungen geknüpft hat, sind sie durch die moderne Geistesgeschichte enttäuscht worden. Der „natürliche Mensch“ hat auf die Dauer so wenig Eroberungen gemacht wie der „homo oeconomicus“ von Adam Smith. Er wurde jederzeit zu einem getreuen Abbild der geschichtlichen Denkformen. Er war ein anderer im Munde des christlichen Denkers, ein anderer, wenn die Aufklärung von ihm redete, und wieder ein anderer, wenn Fichte und Hegel über ihn philosophierten. Der Marxismus hat ihn vollends begraben. Wo immer aber man im Namen des natürlichen Menschen konkrete Forderungen stellte, blieben sie auf dem Papier, und es scheint, als sollte die Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen davon keine Ausnahme machen. Die Geschichte erwies sich immer stärker als die „natürliche“ Philosophie.

So würde es also nur zur Bestätigung einer Erfahrung dienen, wenn Lubac es fertigbrächte, daß auch wir den „rein natürlichen“ Menschen aus unserer Gedankenwelt entließen. Der Mensch ist zum Gotteskind geschaffen; das soll hinfort die erste Aussage über ihn sein. Es ist, wie man sieht, eine Aussage, die vom Glauben an Gottes Offenbarung erleuchtet wird, wenn sie auch in ihrem Licht eine Aussage der Vernunft ist. Immerhin, es ist eine Aussage, die den Glauben voraussetzt. Man gibt es auf, dem Gesprächspartner zuzumuten, er solle Grundsätze, die tatsächlich einem offenbarten christlichen Bilde vom Menschen entspringen, für zwingende Erkenntnisse einer „rein natürlichen“ Vernunft halten. Lubac wird also, wenn seine Erkenntnisse richtig sind, der christlichen Philosophie dazu helfen, daß sie die Existenz des Menschen als eine ihrem Wesen nach geschichtliche begreift und sich von der Illusion befreit, als sei es von irgendeiner Bedeutung, sich mit dem Menschen im allgemeinen zu beschäftigen.

### *Der Fortschritt und die Theologie*

Zu Beginn seines Aufsatzes erinnert der französische Jesuit daran, daß dies nicht der erste Fall ist, in dem eine Theorie aufgegeben würde, die lange Zeit hindurch sakrosankt war. Hat nicht z. B. die Lehre von der direkten Gewalt der Kirche in zeitlichen Angelegenheiten Jahrhunderte hindurch gegolten? Hat nicht andererseits der Streit zwischen Molinismus und Thomismus die Bedeutung verloren, die man ihm lange Zeit beimaß? Hat nicht Pater de la Taille mit seinem „Mysterium fidei“ altersgraue Opfertheorien beseitigt? Warum sollte nicht auch die Theorie von der „natura pura“, der „reinen Natürlichkeit“ des Menschenwesens, diskutabel sein? Auch sie hat erst eine kurze Lebensdauer, wenn man sie an den zwei Jahrtausenden christlichen Glaubens mißt, und übrigens ist sie eine Angelegenheit der westeuropäischen Theologen. Ob Thomas — um von Augustin zu schweigen — sie vertreten hat, wird immer zweifelhafter. Und wenn es so wäre: die Theologie kann zu Zeiten eine „Abmagerungskur“ vertragen. Die Entwicklung, Häufung und Unterscheidung von Begriffen, die in einem bestimmten Punkt der Auseinandersetzung notwendig war, hat nicht immer der Kraft und Tiefe der Lehre gedient. Ist der Zweck von Begriffen erfüllt, kann es gut sein, zur Einfachheit der ursprünglichen Lehre zurückzukehren. Es ist sehr naiv, sagt Lubac, wenn man sich die Theologie so vorstellt, als habe sie nichts zu tun als Schlußfolgerungen abzuleiten, die die in Gottes Wort verhüllten Erkenntnisse mehr und mehr explizieren, bis sie unübertrefflich auseinandergefaltet sind. Dabei stehen die vom unendlichen Fortschritt überzeugten Aufklärer Pate. Durchaus nicht alles in der Theologie ist dazu bestimmt, für immer zu gelten. Es gibt keinen kontinuierlichen Fortschritt in dieser Wissenschaft, der die Späteren durchaus über die Früheren stellt.

### *Die Theorie vom „rein natürlichen“ Menschen*

Die Theorie von der „reinen Natur“ verdankt ihr Ansehen dem Umstand, daß sie eine Glaubenswahrheit gegen den Irrtum zu sichern scheint. Sie bringt ja zum Ausdruck, daß Gott den Menschen ganz und gar aus

Gnade zu seinem Kinde erhob. Sie stellt also, wie es scheint, den Glanz der übernatürlichen Ordnung ins rechte Licht, indem sie die natürliche Ordnung so scharf wie möglich von ihr abhebt.

Dies ist die Absicht, aber wie sieht die Sache in Wirklichkeit aus? Die übernatürliche und die natürliche Ordnung werden als zwei Exemplare eines Schemas dargestellt. Alles ist verdoppelt. Gebet, Liebe, Gnade, Glaube, Tugend, alles kommt doppelt vor, und wenn man sagen soll, wodurch sie sich nun eigentlich in den beiden Ordnungen unterscheiden, antwortet man mit nichts als einem leeren Wort, nämlich mit dem Attribut „natürlich“ oder „übernatürlich“. Darin zeigt sich, daß die erdachte natürliche Ordnung nichts als ein leeres X ist, das durch Anleihen aus der übernatürlichen und wirklichen Welt gefüllt wird. Nominalismus, nichts weiter! Ein Spiel mit Worten.

Dies also ist der Vorwurf, den Lubac gegen die Neuscholastik erhebt: sie beschäftigt sich eifrig mit einem Begriff, der nicht das Geringste mit unserer wirklichen Natur zu tun hat, sie gibt sich also einer müßigen Beschäftigung hin.

Lubac hat in seinem oben erwähnten Buch gezeigt, daß der Gnade Gottes nicht unrecht getan wird, wenn man die Theorie von der reinen Natur nun aufgibt. In diesem Aufsatz geht er einen Schritt weiter und überführt ihre Anhänger, daß diese Theorie auch nicht einmal den Zweck erreicht, zu dem sie erdacht wurde.

Ist die Theorie vom rein natürlichen Menschen geeignet, uns vor Augen zu führen, daß Gott uns in freier Gnade zu seinen Kindern machte? Es handelt sich nicht darum, ob die Gotteskindschaft für einen hypothetischen „rein natürlichen“ Menschen eine Gnade gewesen wäre, sondern daß sie es für den Menschen ist, der ich selber bin. Dies ist das Problem: dem konkreten Menschen, der in der Gnade steht, vor Augen zu führen, daß sein Zustand Gnade ist. Unsere Bestimmung ist die, Gott zu schauen, welches immer auch die Bestimmung eines rein natürlichen Menschen gewesen sein könnte. Sie interessiert uns nicht. Unsere Sache steht infrage. Man muß uns zeigen, daß wir, mit der Natur, die wir haben, aus Gnade berufen sind.

Wenn man zu diesem Zweck die Idee einer „reinen Natur“ erfindet, fingiert man tatsächlich einen anderen Menschen, als wir es sind. Man geht aus der wirklichen Welt hinaus. Die Theorie vom natürlichen Menschen zeigt uns nicht, daß wir eine mindere Bestimmung gehabt haben könnten, als wir sie haben, sie beweist nur, daß Gott ein ähnliches Wesen mit minderer Bestimmung geschaffen haben könnte.

#### *Der Mensch „im allgemeinen“, ein Denkfehler*

An dieser Stelle muß sich natürlich der Einwand erheben, Lubac leugne „den Menschen“. Für ihn gibt es nur „diesen Menschen“. Von diesem Einwand kommen wir zum Kern der Sache. Lubac sagt nicht, daß jeder einzelne Mensch ein völlig unvergleichlicher sei. Es gibt eine gemeinsame Natur. Aber sie ist gemeinsam und insoweit gemeinsam, als die Menschen ein gemeinsames Ziel haben. Das Ziel, die Bestimmung des Menschen gehört zu den konstituierenden Merkmalen seiner Natur. Der „rein natürliche“ Mensch, der Mensch, dem die Bestimmung zum Gotteskind fehlt, ist nicht mehr derselbe Mensch wie wir, er ist ein anderes Wesen. „Das Wesen

des Menschen ist ein geschichtliches. Und die Geschichte gehört zu seinem Wesen.“

Die Theorie vom natürlichen Menschen, sagt Lubac, ist gewachsen in einer geistigen Welt, die Ziel, Zweck und Bestimmung einer Sache als etwas Außerliches ansah. Ob der Mensch zur Schau Gottes bestimmt ist oder nicht, er bleibt nach dieser Theorie derselbe Mensch. Seine Bestimmung kann unbeschadet seiner Natur aus der natürlichen in die übernatürliche Ebene gehoben werden. Eine willkürliche und widersinnige Annahme! Es mag wohl sein, daß die Gesetze der Physik und Chemie in der Welt die gleichen gewesen wären, hätte der Mensch nur eine natürliche Bestimmung erhalten. Aber kann man sich vorstellen, daß die Gesetze seiner geistigen und sittlichen Existenz dieselben gewesen wären? Und, was noch schwieriger ist, kann man sich denken, daß der Schöpfer an der Idee seines Geschöpfes sozusagen hinterher durch die Berufung zur Gotteskindschaft eine Korrektur angebracht hat, daß er den konkreten Menschen in zwei Etappen schuf?

Also: entweder hat die Theorie der reinen Natur eine Beziehung zu unserer konkreten Natur, dann führt sie ins Absurde, oder sie bezieht sich auf ein abstraktes Wesen, dann kann sie uns gleichgültig sein.

#### *Weitere Trugschlüsse*

Aber der Gegner ist noch nicht aus dem Felde geschlagen. Auf seiner Seite steht die Glaubenswahrheit, daß die Gotteskindschaft ein Geschenk aus Gnade ist. Ein Geschenk! Das heißt: Gott hätte es uns versagen können. Unterstellen wir, daß der Mensch von Natur zum Gotteskind bestimmt ist, dann ist dies ja eine Konsequenz der Schöpfung! Es wird dem Geschöpf nicht obendrein dazu gegeben! Es wird ihm vom Schöpfer sozusagen geschuldet. Es wird zu einer Forderung, die der Mensch kraft seiner Natur vor Gott erheben kann.

Lubac sucht aufzuweisen, daß dieser Einwand auf einem Gaukelspiel der Phantasie beruht. Man spricht von der Gnade als einem „Geschenk“. Man stellt sich Gott vor wie einen Menschen, der einem andern etwas schenkt, worauf dieser andere keinen Anspruch hat. Ein Antropomorphismus! Statt dieses Vergleichs muß man zu einem andern greifen, der weit mehr den Kern der Sache trifft, zu der Analogie zwischen Schöpfung und Begnadigung. Ist doch die Begnadigung des Menschen zum Gotteskinde eine neue Schöpfung.

Als ich geschaffen wurde, empfang ich mein Leben von Gott als Geschenk. Und dann empfang ich ein zweites Geschenk: die Kindschaft Gottes. Ich? War ich denn zuvor schon da, daß ich ein Geschenk empfangen konnte? Das Wort „Geschenk“ hat eine allzu menschliche Vorstellung hervorgerufen. Ich wollte mit dem ersten Satz nur sagen: Mein Dasein ist ganz und gar von Gott abhängig, es ist kontingent. Ebenso will ich im zweiten Satz ausdrücken, daß die übernatürliche Bestimmung ganz und gar nicht daraus folgt, daß ich geschaffen bin. Wie Wesen und Dasein verschieden sind, so auch Schöpfung und Begnadigung.

Es ist klar, daß „ich“ nicht vorher da war und deshalb das Geschenk meiner Schöpfung auch nicht entgegennehmen konnte, wie ich irgendein Geschenk aus den Händen eines Menschen empfangen. Diese Redeweise drückt nicht aus, was bei der Schöpfung mit mir geschah. Das war weit mehr als ein „Geschenk“. Ich müßte sagen: Gott hat mich selbst mir geschenkt. Wie der erste

Satz, so ist auch der zweite ungenau. Die Gotteskind-schaft ist kein Geschenk, das mir sozusagen in die Hand gegeben wurde, nachdem ich bereits da oder fertig, wenn auch nur in Gottes Idee fertig war. Die Rede von einem Geschenk ist ungeeignet. Um das auszudrücken, was man sagen will, muß man wenigstens hinzufügen: dies Ge-schenk ist etwas ganz anderes, als alle sonstigen Ge-schenke. Der Ausdruck ist nicht falsch, man kann ihn nicht durch sein Gegenteil ersetzen, aber er muß von dem Menschlichen befreit werden, das ihm anhaftet.

Man kann zwar nicht umhin, sich den Menschen so vor-zustellen, als wäre er ein fertiges Ich gewesen, das die Gnade empfangt. Aber eben dieses an unserer Vorstel-lung — worauf die Theorie vom „natürlichen Menschen“ beruht — bedarf der Richtigstellung.

Damit beginnt die Reihe der Korrekturen. Die Theorie von der reinen Natur stellt sich den Menschen in ge-danklicher Abstraktion in dem Moment vor Augen, da er geschaffen, aber noch nicht begnadet ist. Diesem Gedan-kending gibt sie den Namen „natürliches Wesen“. Dabei übersieht sie noch eines. Das Wort „Natur“ bedeutet etwas anderes, wenn man es auf geistige Wesen anwen-det, etwas anderes, wenn es von der materiellen Welt ausgesagt wird. Der Satz, daß jedes Wesen eine Bestim-mung haben müsse, die seiner Natur entspricht, ist aus der Erfahrung in der materiellen Welt geschöpft. Er ist keineswegs allgemein gültig. Jede geistige „Natur“ hat eine unmittelbare Beziehung zu Gott, sie hat also keine Bestimmung, die innerhalb des Kosmos, der „Natur“, verbliebe und ihrer „Natur“ entspräche! Der Mensch wie der Engel sind „Nichts“ und „Bild Gottes“ zugleich.

Will man also den Sachverhalt genau ausdrücken, muß man sich von zwei Irrtümern befreien. Man darf sich weder Gott als schenkenden Menschen, noch den Men-schen als ein „natürliches Wesen“ vorstellen! Die Theo-rie von der „reinen Natur“ ist gut, insofern sie eine Offenbarungswahrheit sichert, sie ist schlecht, weil sie es auf eine allzu antropomorphe Weise tut. Sie mag Gei-ster beruhigen, die das Bedürfnis haben, Gottes Offen-barungen vor der Vernunft harmonisch auszugleichen — wie es in einem andern Falle Molina mit seiner *scientia media* versuchte —, aber sie kann den Theologen nicht befriedigen, dem es um die Wahrheit ihrer Voraussetzungen zu tun ist. Er nimmt gern in Kauf, daß er keine ebenso glatte Theorie entgegensetzen kann. Er unterwirft sich der Offenbarung und dem Mysterium. Aber er läßt die Unruhe seines Geistes nicht durch Räsonnements zum Stillstand bringen.

#### *Der wirkliche Mensch ist ein Mysterium*

Die übernatürliche Bestimmung und Verfassung des Men-schen ist ein Mysterium, und nicht nur eines, sondern der Rahmen, in den sich alle anderen fügen. Man kann sie unter mehreren Gesichtspunkten betrachten. Die Scho-lastik hat sich vorzüglich mit dem Problem beschäftigt, wie ein begrenzter Geist berufen sein könne, Gott un-mittelbar zu schauen und mit ihm eine Gemeinschaft der Liebe einzugehen. Da es aber nun so ist, entstand ein zweites Problem. Wenn der Mensch tatsächlich diese Bestimmung in sich trägt, wie kann dann ihre Erfüllung eine reine Gnade sein? Antinomien; aber der Glaube ist immer Ausgleich zweier entgegengesetzter Wahrheiten.

Nur ist die Synthese des Glaubens keine, die man mit der Vernunft begreift. Die Vernunft bleibt vor Antino-mien stehen. Wenn es sich, wie in unserm Falle, darum

handelt, ein Dogma mit einer natürlichen Erkenntnis zu vereinbaren, liegt die Versuchung nahe, die letztere so-lange zu biegen, bis sie sich dem Dogma anbequemt.

Was hat man damit erreicht? Der Gnadencharakter des Übernatürlichen ist gesichert worden. Aber um welchen Preis? Das Übernatürliche ist zu einer oberflächlichen und nebensächlichen Schicht geworden, die der Mensch über seinem natürlichen Wesen trägt, die er aber sehr gut entbehren kann, wenn seine Vernunft allein darüber zu befinden hat.

Lubac fragt sich am Schluß seines Aufsatzes, ob die Bestimmung des Menschen zur Gottesschau eine Wahr-heit sei, die wir mit bloßer Vernunft erkennen. Er neigt dazu, diese Erkenntnis dem Glauben vorzubehalten. Un-sere eigene Natur ist uns also in ihrem tiefsten und er-habensten Sein ein Mysterium. Gottes Wort erst hat, wie Bérulle sich ausdrückt, „uns selbst uns offenbart“. Gottes Verheißung, daß wir ihn ewig schauen werden, offenbart uns erst, daß wir danach verlangen. Erst, da wir den Gott der Liebe erkennen, erkennen wir uns selbst.

#### *Philosophie mit Voraussetzungen*

Das Problem, das P. de Lubac seinen Fachgenossen auf-gegeben hat, ist kein akademisches oder gar akademisch-theologisches. Darüber kann man sich durch die Akten des letztjährigen ökumenischen Kongresses in Amster-dam belehren lassen. Wenn die Bestimmung des Men-schen schlechthin eine übernatürliche ist, dann ist er überhaupt nur von dieser Bestimmung her zu begreifen, dann muß seine Natur mit allen ihren Ausstrahlungen in den sittlichen, sozialen und politischen Bereich von der Übernatur her gesehen und bestimmt werden, dann ist Naturrecht das, was *dieser* Bestimmung entspricht. Und wiederum, wenn diese Bestimmung nur im Glauben ge-wiß wird, dann ist alles Reden, Schreiben und Verhandeln über „natürliche“ Rechte, Pflichten, Sitten, Freihei-ten usw. solange nutzlos, als der Glaube an diese Bestim-mung nicht zum gemeinsamen Ausgangspunkt geworden ist. Dann ist der katholischen Philosophie, ganz besonders der Ethik und Sozialphilosophie, die Aufgabe gestellt, jede Tarnung durch das Wort „natürlich“ aufzugeben und zu bekennen, daß der Mensch, von dem sie handelt und in dessen Namen sie spricht, der gläubige oder doch zum Glauben berufene Mensch ist, und daß sie nur von jenen verstanden werden kann, die sich der Offenbarung in Christus öffnen.

## Das gefangene Evangelium

Die Gruppe „Jeunesse de l'Eglise“, von deren Arbeit wir immer wieder berichtet haben, weil sie zu den lebendigsten des französischen Katholizismus gehört, hat ihrem neuesten Heft den Titel „L'Evangile Captif“, das Gefan-gene Evangelium gegeben. Es enthält auf über 160 Seiten die Antworten auf eine Rundfrage, deren Gegenstand das heute immer wiederkehrende Thema war: Warum ist heute die Glaubensverkündigung so erfolglos? oder wörtlich: Wird die Frohbotschaft den Menschen unserer Zeit wirklich verkündet?

Diese Frage hat „Jeunesse de l'Eglise“ nicht nur Katho-liken vorgelegt, sondern einem weiten Kreise von Men-schen, die sich um die Wahrheit, um den Sinn des